

(Nachdruck verboten.)

17]

## Die Achenbacher.

Roman von Anton v. Perfall.

Der Bauer ging heftig im Zimmer umher, an seinem Schmirrbart kauend, jeden Augenblick vor Burgl stehen bleibend, gewaltsam einen neuen Ausbruch unterdrückend. Erst auf die wiederholte Frage des Alten antwortete er.

„Wo wird's denn her kommen? Vom Fest halt!“ Er lachte hell auf. „Dem Herrn Bürgermeister die Ehre geb'n! A Achenbacher: laßt si runducken von all dem Volk wie die nächst' beste Dirn! Der wird g'lacht hab'n, der Herr Bürgermeister, hat a recht, i lacht a über so a — Weibsbild!“

Burgl schnellte in die Höhe. Sie machte den Eindruck einer eben vom Tode des Ertrinkens Geretteten, mit dem aufgelösten, triefenden Rothaar, welches das von Sturm und Nässe zerfetzte, an den Körper klebende Gewand fast verhüllte, mit dem wachsblassen, plötzlich ganz eingefallenen Gesicht.

„Das is net wahr,“ versetzte sie fest. „Er selbst hat mir an Ehrenplatz angewies'n bei den höchst'n Herrschaft'n — dem Weibsbild, wie Du's nennst.“

Lorenz stutzte. „Ah, was sagst? Er selb'r, der gnädige Herr? Und bei den höchst'n Herrschaft'n? Ja, dann — dann —“ Er sah sie durchdringend an. „Dann — is no schlecht'r!“ schrie er heraus. „dann —“. Er ballte die Fäuste und hielt den Atem an, den er dann hastig, mit einem stöhnenden Laut, ausstieß. „Am Bach unten hab' i s' troffen,“ wandte er sich mit heftigen Bewegungen an den Vater, der mit offenem Munde den Sinn der Rede zu erfassen suchte, „im Urban sein' Arm! rüb'r trag'n hat er's, g'rett' sagt sie.“ Er trommelte erregt mit dem Finger auf der Hornplatte des Tisches, mit einem gehässigen Blick auf Burgl. „Natürli, die alte Freundschaft laßt net aus. Wie seid's denn nacha z'amm'emma am Bach? Red!“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch. Sein Zählhorn, der rohe Ton, in dem er sprach, erlöschte rasch ihr Schuldbenußtsein und gab ihr die eigene, angeborene Herbitheit wieder zurück. „Das is do ganz einfach!“ erwiderte sie mit freier Stirn. „Wie das Unwetter auf einmal losbroch'n is, hab'n wir alle zwei 'racht', heimz'komma. Er hat a kranke Frau daheim —“

Lorenz zuckte spöttisch lachend die Achseln.

„S — kannst es glaub'n oder net — hab' an den Vater dacht, der si net z'helf'n weiß — da sind wir halt davon, und am Bach hab'n wir uns troff'n, das heißt, i hab' ma net z'helf'n g'wußt in meiner Angst, da is er halt komma und hat mi rüber trag'n, das is die ganze G'schicht, über die Du so a G'schrei machst, daß a Schand is.“

Sie erkannte an dem Mienspiel ihres Mannes, daß sich der Vorteil auf ihre Seite wandte. Nach ihrer gewohnten Taktik ergriff sie sofort die Offensive und vertrieb Lorenz aus jeder seiner Stellungen, nur die letzte blieb ihm, der Vorwurf, daß sie überhaupt das ihm verhasste Fest besucht. So erging er sich in endlosen Schmähungen, in Ausdrücken seiner Schadenfreude über den traurigen Ausgang, dessen Einzelheiten er mühsam aus Burgl herausholte und in seiner Genugthuung darüber dem Alten mitteilte.

Der kicherte boshaft vor sich hin, mit gierigem Ohr die Schilderung verfolgend.

„Ja, der Achenbach laßt net aus,“ wiederholte er immer wieder, Wirkung und Ursache völlig verwechselnd. „Unser Herrgott schickt 'n, bal was net richti is. Is alleweil so g'wes'n. Kommt scho no ärger, bal's net z'ruckehr'n zu die alt'n G'seyer, die Mensch'n — no viel ärger!“

Er stand auf und schlurftete, auf seinen Stock gestützt, gegen die Nebenammer, blieb jedoch vor der Bäuerin stehen.

„Nimm Di in acht, Burgl, ang'meld't hat er si' schon bei Dir. Er leid't kei Unrecht, und a Unrecht war's, was 'than hast, und wenn's Dir a grad nur um d'Gaudi z'thuan g'wes'n wär.“

„Um was denn sonst?“ fragte Burgl kühn den Alten.

Dieser erhob bedeutungsvoll den Finger, und aus den erloschenen Augen drang plötzlich ein durchdringender Strahl. Burgls kühner Mut war verflogen vor dieser Inspiration des Greises. In diesem Augenblick trat Flori stürmisch ein.

„Die Lehnerin is eben verschied'n,“ kündete er.

Burgl sprang von der Bank auf, ein Frösteln durchlief den triefenden Leib.

„So laßt uns bet'n für sie, wie's Brauch is,“ sagte Lorenz, den Blick fest auf Burgl gerichtet.

Die Worte des Vaterinners tönten ernst von den Lippen des Mannes, des Greises, des Jünglings und der in Fieberschauern zitternden Frau.

„Der Herr geb' ihr die ewige Ruhe,“ betete der Achenbacher.

„Und das ewige Licht leuchte ihr in Ewigkeit.“

„Amen,“ respondierte Flori, während draußen der letzte Donner vergrollte, ein letztes, fernes Leuchten die Nacht erhellte.

### IV.

Es war ein unheimlicher Friede, welcher den Winter über auf der Achenbacher Höhe herrschte. Der Todesengel hatte ihn gestiftet. Schnee und Eis waren seine Verbündeten.

Das große Herbstfest hatte, abgesehen von seinem mißlichen Ausgang, mit einem empfindlichen Fehlbetrag geendet. Dieser Umstand raubte Urban Lehner rasch seine Vorbeeren. Die Ehrungen, die ihm am Tage selbst zu teil geworden, waren nur ein trügerischer Scheinerfolg, für welchen das wankelmütige, neidische Volk ebenso rasch seinen Spott bereit hatte.

Sein immer mehr hervortretender wirtschaftlicher Ruin, eine Verurteilung seines Halbbruders Lenz wegen wiederholter Wilderei trugen nicht dazu bei, sein Ansehen zu erhöhen.

Neel war wieder zurückgekehrt in das väterliche Haus. Sie war jetzt nach dem Tode der Mutter unentbehrlich, alle andern Rücksichten mußten diesem Gebot der Notwendigkeit weichen. Flori traf sie bei dem Leichenbegräbnis der Mutter, welches die beiden feindlichen Familien notgedrungen äußerlich vereinte.

Sie war in dem halben Jahr ihrer Abwesenheit völlig herangereift. In dem schwarzen Gewand, mit dem Zug bitteren Schmerzes über den Verlust der Mutter hatte sie etwas Ehrwürdiges, Unnahbares für Flori, und doch fühlte er, daß er selbst an diesem an dem offenen Grabe rückhaltlos ausbrechenden Weh, gegen welches die von ihm scharf beobachtete verlegene, rein äußerliche Trauer des Gatten auffallend abstach, starken Anteil hatte. Es galt nicht nur der Mutter, sondern auch der einzigen Stütze in all ihren weiblichen Gefühlen, dem einzig verbliebenen Elemente im Hause, der einzigen Fürsprecherin Floris. Jetzt stand sie allein, verlassen, unverstanden inmitten harter, feindseliger Naturen, widerlicher Verhältnisse, denen sie gar nicht gewachsen war.

Selbst die Zuneigung ihres Onkels Lenz, die sie früher dankbar entgegen genommen in ihrem kindischen Liebesbedürfnis, erschien ihr plötzlich in ganz anderem Lichte. Sie fürchtete seine Zuthunlichkeit jetzt mehr wie die erregte Erblichkeit des Vaters.

Ohne von den Vorgängen vor dem Tode der Mutter näher unterrichtet zu sein, fühlte sie doch eine gewisse beängstigende Stimmung, einen Waffenstillstand, der nur neuen Unfrieden zeitigte.

Der Name Burgl, der früher nie im Hause genannt wurde, spukte jetzt förmlich darin, wiederholt vernahm sie ihn aus dem Munde des Lenz und des Vaters, immer nur geflüstert, geheimnisvoll, nicht für sie bestimmt. Die Bäuerin war ihr stets viel zuwiderer als der Bauer selbst, vor dem sie trotz seines feindseligen, barschen Wesens von Jugend auf einen gewissen Respekt hatte.

Burgl erschien ihr jetzt als die Erzfeindin, als die Quelle all des Übels, unter dem sie aufwuchs, und jetzt fiel der Name gar oft ohne den geringsten gehässigen Beigeschmack, im Gegenteil; das beunruhigte sie, ohne daß sie den Zusammenhang ahnte.

Sie hatte eine instinktive Furcht vor jeder Annäherung Floris. Aber dafür blieb als Ersatz ein ganz schweigsamer und doch mit all den kleinen Verschlagenheiten Liebender geführter Verkehr, der für die jugendlichen Gemüter einen köstlichen, sich immer mehrenden Reiz hatte und ihnen über die winterliche Starre und Dede in und außer dem Hause hinweghalf.

Das war ein ständiges Aufsauern, Aufsuchen und kühnes Erfinden von Beobachtungsposten, ein gegenseitiges Erraten

und Ihnen, und alles wurde zum Giffmittel, zur Sprache der Liebe: die Blumentöpfe am Fenster, ein Licht, welches an dem einen oder anderen Fenster aufleuchtete, die Strophe eines Liedes, Buchstaben in den Schnee gezeichnet, das Brüllen des Viehes im Stalle, wobei sich Kranz mit bewundernswerter Virtuosität hervorthat, indem sie die ganze Skala der Gefühle Floris auf einmal zum besten gab.

Ein heimlicher Frühling trieb seine duftigen Ranken unter dem Knarren des Frostes, mitten in Schnee und Eis.

Lorenz erwähnte nie mit einem Worte die Ereignisse jener Gewitternacht. Er schämte sich, nur einen Augenblick einen Verdacht gehabt zu haben. Die verdammte weibliche Neugier und Genußsucht hatte Burgl verführt, seinem Befehl zuwider zu handeln, und dafür hatte sie tüchtig gebüßt. Das Strafgericht des Himmels, das so augenscheinlich hereingebrochen über den ganzen Schwindel, stimmte ihn ohnedies milder.

Burgl aber hütete sich wohl, ihm irgend welche Veranlassung zu geben, seinen guten Glauben zu ändern. Die Einförmigkeit des winterlichen Bauernlebens schien alles in ihm zum Schweigen gebracht zu haben. Bei den geringen äußerlichen und völlig fehlenden inneren Berührungspunkten zwischen den beiden Eheleuten wurde diese tödliche Ruhe durch keinen Zwischenfall gestört.

Nur zwischen Flori und der Mutter herrschte ein fremdartiges Verhältnis. Burgl entging nicht das völlig veränderte Wesen des Sohnes. Dieses plötzliche Aufblühen, das nur ein Weib versteht, diese übermüthige Heiterkeit, die ebenso rasch in melancholischen Trübsinn umschlug, fiel ihr auf. Es war dazu nicht der geringste Grund gegeben in dem für einen jungen Menschen wie Flori durchaus nicht anregenden Leben auf dem Hofe.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Die Entdeckung der N-Strahlen.

In der Ueberschrift hat nicht etwa der Druckfehlerseufel N anstatt X gefehlt, wir wollen nicht von den X-Strahlen erzählen, deren glücklicher Entdecker Konrad Wilhelm Röntgen in Berlin auf der Potsdamer Brücke ein ehernes Standbild erhalten hat, und zwar auf dem Ehrenplatze neben Gauß, Helmholtz, Siemens, sondern wir wollen unsren Lesern von einer viel jüngeren und unscheinbareren Entdeckung Kunde geben, die erst vor wenigen Wochen dem französischen Physiker Blondlot in Nancy geblüht ist.

Blondlot beschäftigte sich, wie so viele andre, mit den geheimnisvollen X-Strahlen, deren Rätsel heute, sieben Jahre nach ihrer Entdeckung, keinesfalls bereits gelöst ist. Die Eigenschaften gewöhnlicher Lichtstrahlen, die man auf bequemste Weise durch ein Prisma brechen, durch eine Linse sammeln kann, haben diese Strahlen bekanntlich nicht, wie durch hundertfältige Versuche festgestellt ist; ebenso leisteten sie allen Versuchen Widerstand, sie wie gewöhnliche Lichtstrahlen zu polarisieren. Polarisiertes Licht ist ein eigentümlicher Ausdruck, und es ist nicht ganz leicht, dem Laien klar zu machen, was damit gemeint ist; immerhin wollen wir versuchen, ungefähr eine Vorstellung davon zu geben.

Im allgemeinen bevorzugt ein Lichtstrahl in allen seinen Eigenschaften keine Richtung oder Ebene vor irgend einer andren. Läßt man die Sonnenstrahlen auf ein Spiegeltchen fallen, so werden sie von diesem zurückgeworfen und erzeugen an der Wand ein Sonnenbildchen. Dreht und wendet man das Spiegeltchen, das man in der Hand hält, so ändert sich natürlich auch die Richtung der zurückgeworfenen Strahlen, und man sieht, wie das Sonnenbildchen seinen Platz an der Wand ändert. Durch leichte Bewegungen mit dem kleinen Spiegel kann man es nach Belieben an den Wänden und an der Ecke herumtanzen lassen; dabei wird man an dem Bildchen selbst nichts Besonderes wahrnehmen, es ist eben durch ganz gewöhnliches Licht erzeugt. Wenn man aber die Sonnenstrahlen, bevor sie auf den Spiegel fallen, in bestimmter Weise behandelt, etwa durch gewisse Krystalle gehen läßt, so kann man ein ganz anderes Verhalten beobachten. Der Doppel- oder Kalkspath ist ein solcher Krystall; zunächst zeigt sich schon die Merkwürdigkeit, daß ein auf ihn fallendes Strahlenbündel in zwei zerlegt wird, die sich bei ihrem Gange durch den Krystall immer weiter von einander entfernen, und ihn schließlich als zwei gefonderte Strahlenbündel verlassen. Beseitigt man das eine auf irgend eine Weise — man hat hierzu verschiedene Mittel des Abblendens und der Absorption — und läßt das andre auf den vorher erwähnten kleinen Spiegel fallen, so werden auch jetzt die Lichtstrahlen zurückgeworfen, so daß an der Wand ein Sonnenbildchen entsteht; dreht man den Spiegel langsam herum, so wandert das Bildchen an der Wand langsam weiter; aber ein sehr wesentlicher Unterschied gegen früher ist zu bemerken: das Bildchen ist nicht mehr überall gleich hell, vielmehr ändert sich seine Intensität (Lichtstärke), beständig.

An einer bestimmten Stelle, sagen wir einmal in der Mitte der Wand rechts vom Fenster, ist das durch Spiegelung erzeugte Bildchen recht hell; beim Drehen des Spiegels rückt das Bildchen nach hinten und wird zugleich schwächer und schwächer; auf die Rückwand übergehend ist es in der Mitte derselben kaum noch erkennbar, dann aber wird es beim Weiterdrücken wieder heller und heller; ist es endlich in der Mitte der linken Wand angelangt, so hat es seine anfängliche Helligkeit wieder erreicht, die bei noch weiterem Vorrücken wieder abzunehmen beginnt. Offenbar ist also das auf den Spiegel fallende Licht kein gewöhnliches, das überallhin gleich gut reflektiert (zurückgeworfen) wird, sondern bestimmte Richtungen, genauer: zum Strahl in bestimmter Weise liegende Ebenen werden bei der Reflektion bevorzugt. Derartige Licht nun nennt man polarisiertes Licht.

Vielsach hat man sich, wie schon gesagt, bemüht, auch die X-Strahlen so zu beeinflussen, daß sie ihre Wirkungen in verschiedenen Richtungen verschieden stark zeigen, aber stets vergebens. Blondlot hielt es nun für wahrscheinlich, daß die X-Strahlen bereits von vornherein polarisiert sind; jeder X-Strahl entsteht ja aus einem Kathodenstrahl, und daher ist durch den Kathoden- und X-Strahl eine Ebene fest bestimmt, in der möglicherweise das Verhalten des X-Strahls ein anderes ist, als in allen andren Ebenen. Diese Frage zu prüfen, nahm Blondlot sich vor; so kam er zu seinen neuen Strahlen durch eingehende Beschäftigung mit den X-Strahlen, diejem ganz überraschend erschienenen jungen und doch schon recht praktischen Kinde der Elektrotechnik.

Blondlot ließ einen kleinen elektrischen Funken zwischen zwei Drahtspitzen überspringen und setzte ihn der Bestrahlung durch X-Strahlen aus. Durch Drehung der Drähte konnte er den Funken nach Belieben in der horizontalen oder vertikalen oder einer irgendwie geneigten Richtung erhalten. Es zeigte sich nun eine unverkennbare Wirkung der auffallenden Strahlen auf den Funken, indem derselbe unter der Wirkung der Bestrahlung viel heller und glänzender wurde, und zwar am stärksten, wenn der Funken in der durch die X-Strahlen und die sie erzeugenden Kathodenstrahlen bestimmten Ebene lag, schwächer, wenn der Funke aus dieser Ebene herausgedreht wurde, und wenn der Funke senkrecht zu dieser Ebene gerichtet war, so übte die Bestrahlung gar keine Wirkung auf ihn aus.

Blondlot schloß zunächst aus seinen Versuchen, daß für die X-Strahlen eine Ebene stärkster Wirkung existiert, daß sie polarisiert sind. Weitere Ueberlegungen führten ihn aber bald auf die Vermutung, daß die Strahlen, deren Wirkung er an dem kleinen elektrischen Funken studierte, auch Brechung erleiden müßten, und entsprechend angestellte Versuche bestätigten dies durchaus. Setzt man z. B. ein Prisma aus Quarz zwischen den Funken und die Strahlenquelle, so ist eine Wirkung nicht zu bemerken, die Strahlen sind nach der Seite abgelenkt, genau so, wie Lichtstrahlen durch ein Glasprisma, und wie das von den Lichtstrahlen erzeugte seitlich verschobene Bild mit dem Auge wahrgenommen wird, so kann man hier den Raum mit dem elektrischen Funken absuchen und die abgelenkten Strahlen wieder auffinden.

Nachdem einmal Brechung bei diesen Strahlen festgestellt war, zeigten weitere Versuche, daß sie auch reflektiert und gestreut werden, genau wie gewöhnliche Lichtstrahlen. Daraus geht aber deutlich hervor, daß diese Strahlen nicht die bekannten X-Strahlen sind, daß es sich hier vielmehr um eine neue mit dem Licht viel näher verwandte Strahlenart handelt. Sie dringen zwar, wie die X-Strahlen, ungehindert durch Metalle, Holz, Papier und eine Reihe anderer Stoffe hindurch; während aber diese ihren Weg stets in derselben Richtung verfolgen, erweisen sich die neuen Strahlen als polarisiert, werden gebrochen und reflektiert, kurz: sie verhalten sich in jeder Beziehung wie Lichtstrahlen. Die X-Strahlen haben ihre Existenz Herrn Röntgen ursprünglich dadurch verraten, daß durch sie mit Leuchtfarbe besetzte Tafeln zum Fluorescieren gebracht wurden, und das Interesse des größeren Publikums haben sie durch ihre chemische Einwirkung auf die photographische Platte, der zufolge sie die inneren Teile des menschlichen Körpers zu fixieren gestatten, auf sich gelenkt. In dieser Hinsicht versagen die neuen Strahlen vollständig; sie erzeugen weder Fluorescenz noch üben sie photographische Wirkung aus. Demgemäß ist auch die praktische Bedeutung der neuen Strahlen, so weit sich bis jetzt übersehen läßt, unerheblich gegenüber derjenigen der Entdeckung Röntgens, ihr wesentlicher Wert beruht in der Erweiterung unsrer Erkenntnis. Als Bezeichnung für diese neuen Strahlen schlug ihr Entdecker zum Andenken an den Ort der Entdeckung, Nancy, den Namen N-Strahlen vor.

Während man die X-Strahlen jenseits des violetten Endes des Spektrums suchte, deutete die Unempfindlichkeit der photographischen Platte und die Abwesenheit der Fluorescenzwirkung für die N-Strahlen nach dem ultraroten Teile des Spektrums hin, und die nächste Aufgabe muß die Bestimmung ihrer Wellenlänge sein, deren Berechnung ja ähnlich wie für die Lichtstrahlen geschehen kann. Die Art ihrer Brechung deutet auf langwellige Strahlen über die längsten bisher bekannten hinaus, die in der Auerflamme enthalten sind. Deshalb lag der Gedanke nahe, ob nicht auch der Glühstrumpf des Auerbrenners die N-Strahlen aussende. Der Versuch ergab ein durchaus positives Resultat; die Lichtstrahlen werden durch eine dünne Aluminiumplatte zurückgehalten, und die durch das Aluminium dringenden N-Strahlen können durch eine Quarzlinse gesammelt und im Brennpunkt vereinigt werden, wo sie den kleinen elektrischen Funken zum hellsten Leuchten bringen.

Weitere Untersuchungen bewiesen, daß eine große Reihe irdischer Lichtquellen N-Strahlen entsenden, z. B. die Flamme eines ring-

förmigen Gasbrenners; in der Strahlung eines Bunsenbrenners — d. i. ein Gasbrenner, der wegen guter Luftzuführung eine heiße, nicht leuchtende Flamme liefert, wie z. B. die bekannten Gaslöcher — waren die N-Strahlen nicht nachweisbar; wurden jedoch Eisen- oder Silberlamellen durch eine Bunsenflamme bis zur Rotglut erhitzt, so sandten sie fast ebenso viel N-Strahlen aus wie ein Kuerbrenner.

Der Nachweis der N-Strahlen durch ihre Wirkung auf den kleinen elektrischen Funken erfordert immerhin einen umständlichen Apparat; Blondlot versuchte daher in der Annahme, daß lediglich das Leuchten einer kleinen Gasmasse bei diesem Funken in Betracht kommt, eine gewöhnliche kleine Gasflamme, die am Ende einer Röhre mit sehr feiner Mündung erzeugt wurde, zu benutzen. In der That leuchtet das blaue Flämmchen, sobald die N-Strahlen darauf fielen, kräftiger und weißer, und wurde wieder glanzlos, sobald die N-Strahlung aufhörte.

Auch die Sonne enthält N-Strahlen; leichtes Gemölt, das vor der Sonne vorüberzieht, vermindert jedoch ihre Wirkung beträchtlich. Es entspricht das der Eigenschaft der N-Strahlen, schon von einer sehr dünnen Wasserschicht zurückgehalten zu werden, ein merkwürdiger Umstand für Strahlen, die eine Menge undurchsichtiger Körper in ziemlicher Dide ungehindert durchdringen.

Zum Schluß bemerken wir noch, daß auch die Wellenlänge der N-Strahlen bereits gemessen ist. Die Wellenlänge der Lichtstrahlen zählt bekanntlich nur nach Zehntausendstel eines Millimeters. Ueber die kurzen violetten Strahlen hinaus hat man die noch kürzeren ultravioletten Strahlen mit Wellenlängen bis zu ein Zehntausendstel Millimeter gefunden. Nach dem roten Ende des Spektrums zu werden die Wellen länger, bis zu dem äußersten Rot, dem eine Wellenlänge von 8 Zehntausendstel Millimeter entspricht. Ueber das Rot hinaus hatte man dunkle Strahlen mit ständig zunehmender Wellenlänge, bis zu  $\frac{1}{100}$  Millimeter, ermittelt. Von hier bis zu den kürzesten elektrischen Wellen, die 1 Centimeter lang sind, dehnte sich noch ein weiter von irgend welcher Strahlung nicht ausgefüllter Bereich aus, für welchen man aber um so sicherer Strahlen zu finden hoffte, je fester sich die Ueberzeugung aufzwang, daß Lichtwellen und elektrische Wellen wesensgleich seien und nur den äußerlichen Unterschied der Wellenlänge haben. Die neuen N-Strahlen haben eine Wellenlänge von etwa  $\frac{1}{10}$  Millimeter, sie sind also mit den Lichtstrahlen erheblich näher verwandt, als mit den elektrischen, aber sie haben doch die Grenze nach den elektrischen Wellen hin wiederum ein beträchtliches Stück weiter verschoben. Selbst wenn sie niemals eine unmittelbare Anwendung im praktischen Leben finden sollten, bleibt ihre Entdeckung ein nicht unwichtiger Schritt für die Erkennung des Zusammenhanges, der uns die Welt als ein harmonisches Ganze begreifen lehrt. —

Dr. Bruno Vorhard.

## Kleines feuilleton.

wi. Hofkonzert. Ueber den hohen Dächern gleißt es blutrot. Der Glanz des scheidenden Taggestirnes glimmt dort oben durch den Dunst. Sacht und heimlich ziehen die grauen Schattenschleier der Dämmerung herauf. Bald guckt der Mond klar hernieder mit seinem starren Licht.

Ein kühler Lufthauch bläst um die Schornsteine, singt in den Telegraphendrähten, und weht leis und lind hinab in die winzigen Höfe, hinein in schmale Fensteröffnungen.

Bis in die Tiefen der Keller dringt er, mit mildem Fächeln die Schwüle des Tages lösend, als wollte er auf seinen Fittichen die Sorgen vergangener Stunden hinweg tragen zum Orte des Vergessens. Und mit ihm steigt es hinauf wie ein tiefer Seufzer, ein herbes Aufatmen.

„Wollen Feierabend machen“, murmelt die alte Wäscherin vor sich hin. Sie hat eben das letzte Stück aufgehängt und sitzt nun auf ihrem niedrigen Schemel im Hofe, die milden Hände im Schoße. Ihre Augen starren hinauf, den schweifenden Wolken nach, mit denen die Gedanken fort ziehen.

Der Flickschneider im dritten Stock hat die Arbeit auf einen Auck beiseite geworfen. Mit unterschlagenen Beinen hockt er auf seinem Tisch am Fenster und träumt in die Dämmerung hinein.

Gehemrats Dienstmädchen steckt den roten Stopp aus der engen, heißen Küche. Die Herrschaften sind endlich ausgegangen, nachdem sie den Tag über in ihrer Langweile das Mädchen mit tausenderlei Wünschen umhergehetzt hatten. So ist schließlich auch für Mimma eine kleine Ruhepause eingetreten.

Nach und nach zeigen sich immer mehr Gesichter an den Fenstern der engen Wohnungen. Gierige Lungen saugen mit tiefen Zügen den frischen Abendduft ein.

Tiefe Stille liegt über dem allen. Nur hin und wieder hält ein Schritt über die breiten Steinfliesen. Das Wagenrollen von draußen murmelt nur als dumpfes Rauschen herüber.

In diese Ruhe hinein schrillt plötzlich ein kurzes Mirren. Ein Fenster ist heftig aufgestoßen worden. Alle blicken nach oben, nach der Dachkammer. Sie wissen genau, wessen Hand so am Riegel reißt.

Ein schwerer Geselle, der wenig mit seinen Hausgenossen redet, wenn er ihnen begegnet. Und doch sagt er ihnen viel. Auch jetzt lauscht sie in gespannter Erwartung.

Der dort oben hat eine Geige gestimmt. Ein prüfender Bogenstrich, dann rauschen die vollen Accorde durch das Dunkel. Wie ein Leuchten und Zauchen strömt es aus den Saiten. Nun mischt sich auch seine sonore Stimme ein, und gleich den Wellen eines Waldstromes stürzen, drängen, sprudeln die Töne hervor, hinauf in alle Höhen, alle Tiefen durchzitternd.

Das ist kein Volkslied, kein Sang ergebungsvollen Dienertums. Das ist eine Hymne auf die Kraft des Guten, Schönen, ewig Wahren, ein brausender Lockruf zum Kampf ums Licht.

Die Klänge dringen in die Seele, sie reißt am Herzen, und was der Tag den stummen Zuhörern an Staub und Schmutz aufgeladen hat, das weicht mit ihnen, und mit neuer Hoffnung fällt sich die Brust.

Lange schon sind Sang und Spiel verklungen. Nur in Simsen und Siebeln scheint der Wind noch den Nachklang zu wiegen.

Die Fenster schließen sich allmählich, Licht um Licht verlöscht, und der Schlaf senkt sich hernieder auf Augen, die sich ruhig vor ihm schließen, um morgen mit frisch gewedter Kraft zu neuer Arbeit offen zu sein. —

— Ueber die Wirkung der Sandstürme auf Eisenteile berichtet Prof. Walter nach einer Beobachtung aus der transaspischen Wüste. Das Niesenwerk der Eisenbahn, die von den Ufern des Kaspi-Sees in das mittlere Asien hinein führt, durchquert ein Wanderbinnengebiet von etwa 200 Kilometern Breite, in dem die Dünen als Sicheldüne (Parchane) entwickelt sind. Eine neue Lokomotive der Transaspischen Eisenbahn durchfuhr diese Wüstengebiete während eines Sandsturmes und war, als sie endlich ihr Ziel erreichte, auf der einen Seite wie mit Schrot beschossen und ihrer prächtigen neuen Lackhaut vollkommen entkleidet, während die andre Seite sich noch eines unzerstörten Glanzes erfreute. Selbst der starke Telegraphendraht, der die Bahnstrecke begleitet, hat unter dem Sandwinde zu leiden, und der 4 Millimeter dicke Draht ist stellenweise schon bis auf die Hälfte seines Durchmessers vom Sande abgeschliffen, ja auf einer Stelle erwies es sich beim Auswechseln der zu dünn gewordenen Leitung, daß der Sand den Draht keilförmig zugeschliffen hatte.

Ähnliche eigenartige Abschleifungen, die durch gewehten Sand herborgebracht wurden, sind ja auch in andern Gegenden beobachtet worden; denn stellen sich der sandbeladenen Luft Hindernisse in den Weg, so haben diese unter einem Bombardement unzähliger Sandkörner zu leiden, die die verschiedensten Wirkungen hervorbringen, je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes. Steine, die auf dem Boden liegen, werden auf der dem Winde entgegengesetzten Seite allmählich abgeschliffen, so daß eine Fläche entsteht, die von zwei mehr oder weniger scharfen Kanten begrenzt wird. Plasen Winde in regelmäßigen Abständen aus verschiedenen Richtungen der Windrose, so entstehen mehrere derartige Schiffsflächen und Kanten, und es kommen die lange Zeit unstrittenen, sogenannten Kanten- und Facettengeschlebe zu stande, in deren regelmäßigen Formen man früher durchaus Spuren menschlicher Thätigkeit erkennen wollte. An größeren Blöden oder an anstehenden Gesteinen, die kippenförmig dem Sande entragen, erzeugt das Sandgebläse eigentümliche, podemarrige Oberflächenformen, die ihrerseits wieder auf abgerundeten, eigentümlich gestalteten Schiffsflächen aufliegen, deren Formenunterschiede durch geringfügige Abweichungen in der Härte und Widerstandsfähigkeit der einzelnen Gesteinschichten begründet sind. Wenn der Sandwind auf menschliche Siedlungen trifft, so sind es vor allen Dingen die Fensterscheiben, an denen die Wirkungen des Sandgebläses sich geltend machen, indem die Oberfläche genau in derselben Weise angeätzt und angegriffen wird, wie es bei diesem Fall die Natur nachahmende Mensch bei der künstlichen Bearbeitung von Glasflächen mit dem Sandstrahlgebläse thut; wer an einem deutschen Dänenstrande einmal gewandert ist, wird auch an liegendebliebenen Glasflaschen oder Scherben eine ähnliche mattierende Wirkung des Sandwindes beobachtet haben. — („Tägl. Rundsch.“)

## Theater.

Schauspielhaus: „Der Fremde“, ein „Schelmenpiel“ von Fritz Lienhard. „Solon in Lydien“, Schauspiel in drei Akten von Theodor Herzl. — „Der Fremde“ ging voraus. Dies Stückchen bildet das Vorspiel zu einer Till Eulenspiegel-Komödie. Ein herzoglicher Hofnarr kommt nachts in eine Schenke, wo er die zechenden Bierphilister anfänglich als Stotterer belustigt, sie dann aber durch Grobmäufigkeit und Kraftmeierei in Angst und Schreden versetzt. Nun geriert er sich als sentimentalere Weltkummerler, dem die Menschheit verhaßt ist und der sich nach einer verwandten Weibesseele sehnt. Nach hat's ihm die Tochter des Wirts, eine Art Brunnhilde angethan. Als er aber ihr scheinbar kaltes Herz entzündet hat, überläßt er sie einem fröhlichen Burschen, der sie lange vergeblich umworben — und reitet davon. Von jener Schelmerie, die im Mittelalter in Till Eulenspiegel ihren drastischen Ausdruck fand, ist nichts zu spüren, wie viel witzige Gaudeleien Lienhard auch in Worten verschwendet hat. Man hört eben doch überall nur leere literarische Schlagworte. Auch die Figuren darin scheinen nach diesem Rezept gemodelt. Jedenfalls ist „Der Fremde“ kein kluger Narr — es sei denn, daß Lienhard dessen schalkhaft Wesen in den weiteren Stücken seiner Eulenspiegeltrilogie überzeugender entwickelt hat, worauf die Schlusspunkte dieses Vorspiels hindeuten scheint. Herr Bonn ließ als „Kremder“ alle

Minen seines Virtuositentums springen. Fräulein Lindner machte aus dem spintifizierenden Wirtstochterlein beim Herd und Spinnrad eine — tragierende Nibelungengestalt.

Wie dies erste Stückchen ist auch die zweite Novität charakteristisch für die litterarische „Richtung“ im Schauspielhaufe. Je weiter sich eine Dichtung vom Pulsschlag unsrer lebensvollen Gegenwart entfernt, desto beruhigender mag sie auf ängstliche Gemüther wirken. — Das dreiaktige Schauspiel benennt sich „Solon in Lydien“ und sein Verfasser ist der Wiener Feuilletonist Theodor Herzl. Er versetzt uns an den Hof Krösos', des Glücklichen, Königs von Lydien. Solon, der weise Gesetzegeber von Athen, und der Fabeldichter Aesop sind seine Ratgeber. Jener wird als ein starrer Buchstabengeist, dieser als eine Art belustigender Polonius geschildert. Zwischen beiden pendelt der König als personifizierte Gutmütigkeit und Schwachheit. So glücklich wie er selber ist, möchte er auch die Lydier wissen. Gleichwohl herrscht viel Armut im Lande. Da kommt nun zu rechter Stunde ein utopistischer Glückschwärmer anderer Art an seinen Hof. Armer Leute Kind, offeriert Eufosmos' (d. h. soviel als Weltbeglückter) dem Könige ein Allheilmittel, das fortan jede Volksnot aufheben soll. Eufosmos hat nämlich die unerlöschliche Erzeugung von Brotmehl aus Stoffen, die den Anbau von Cerealien überflüssig machen, erfunden. Dies sein Geheimnis verpricht er aber nur aller Welt preiszugeben, wenn ihm der König seine einzige Tochter Omphale zum Weibe giebt. Aesop verläßt den Schwärmer. Solon ergeht sich in tiefennigen Betrachtungen. Er orakelt, daß ein Volk nur in Arbeit und unter harter Gesetzmäßigkeit glücklich sein könne, hingegen der Unbolsmäßigkeit und Lasterhaftigkeit verfallen müsse, sobald es nicht mehr nötig habe, sein Brot selbst zu machen. Sein Rat geht also dahin, Eufosmos zu töten, denn sein Tod bedeute einen Glücksfall für die gesamte Menschheit. Krösos jedoch will davon nichts wissen, bebort er nicht das delphische Orakel oder Thales, den Weisen von Milet befragt habe. Inzwischen möge Eufosmos ruhig sein Mehl bereiten. Das geschieht denn auch. Aber schon bei der ersten Mehlverteilung zeigen sich die übeln Folgen: es kommt zu einem wüsten Auftritt der Hungernden, wobei ein wahnsinniges Weib erschlagen und auch Eufosmos verwundet wird. Wohl gewinnt dieser nun Omphales Liebe. Allein mit dem äußerlichen Wohlstand der Lydier wächst auch deren Unzufriedenheit. Die Kornbauern und Mehlhändler haben durch Eufosmos ihre Erwerbsquelle eingebüßt. Sie sind es auch, die das Volk zu einem Aufstand anreizen. Im dritten Akt wird die Königsburg von revoltierenden Haufen umdroht. Die Gefahr wächst von Stunde zu Stunde. Man verlangt Eufosmos' Tod. Krösos kann sich zu dieser That nicht entschließen; eher willigt er ein, daß sein Generalissimus Mepros, der vom Dichter als soldatischer Haudegen nach neuzeitlichem Schema gezeichnet ist, den Aufruhr mit Waffengewalt niederschlage. Da endlich trifft Thales' Antwort ein. Der Weise giebt Krösos anheim, dem Rat des Solon zu folgen, und dieser reicht Eufosmos heuchelnd den — Giftbecher . . .

Das Ganze ist ein bedenkliches Thesenstück. Wie Herzl sich — bar aller ökonomischen Kenntnis und Einsicht — nach überlieferter Weltanschauung aus dem Kindeszeitalter der Menschheit die Entwicklung zurechtlegte, so modelte er auch seine Personen, denen kein lebensfähiger Zug anhaftet, so knetete er sich seine Fabel, so zog er die Folgerungen aus falsch gegebenen Prämissen. Alle tief-sinnig erscheinenden Weisheitsreden des Solon sind künstlich konstruierte Trugschlüsse. Manche Wendung hört sich wohl als recht klug gegeben an — aber es ist doch nichts damit. In technischer Hinsicht verrät Herzl Geschick; er weiß mit Effekten zu operieren. Zur logischen Entwicklung fehlt es an Verbindungsgliedern, die psychologisch die Kette schließen. Die Charakterzeichnung läßt beinahe alles vermissen. Das Stück fand lauen Beifall, es ließ kalt, und dem Dichter dürfte es nicht gelungen sein, auch nur einen Zuschauer zu seiner Theorie zu belehren. Ueber die Aufführung selbst ist auch wenig Erfreuliches zu sagen. Die meisten Darsteller gingen auf den Stelzen hohler Deklamation. Lediglich Herr Pohl (Aesop) und Herr Stägemann (Eufosmos) waren annehmbar. Die Volksscenen zeigten wenig von dem, was man wirkliches Leben nennen kann; das übliche Schema waltete vor — und das ist langweilig. — e. k.

**Geologisches.**

on. Die Lavasäule des Mont Pelé. Die letzten Ausbrüche des gefährdeten Vulkans von Martinique haben eine ganz merkwürdige Naturerscheinung zu Wege gebracht, wie sie bisher noch nirgends beobachtet worden ist. Es ist nämlich ein riesiger Lavaturm entstanden, der jetzt die Spitze des Berges bildet und sie um etwa 250 Meter erhöht. Der Mont Pelé, der früher 1260 bezw. 1340 Meter hoch gewesen ist, hat durch die Bildung des Lavasäulens eine Höhe von 1560 Meter gewonnen. Am 31. Mai brach dann die Spitze der Säule in einer Höhe von 54 Meter ab, so daß die Höhe des Berges jetzt etwas über 1500 Meter beträgt. Der sonderbare Felssturm, der zuerst von dem französischen Mineralogen Prof. Lacroix untersucht worden ist, steigt unmittelbar und vollkommen senkrecht von dem Gipfel des neuen Vulkantegels auf, der sich während der letzten Ausbrüche im alten Kraterbecken bis zu einer Höhe von gegen 500 Meter entwickelt hat. Am unteren Sockel hat die Lavasäule eine Dike von rund 100 Meter. Von gewissen Aussichtspunkten ge-

sehen scheint der Obelisk in seiner ganzen Höhe von 250 Meter eine gleichbleibende Dike zu besitzen, während man von andren Seiten her erkennt, daß er sich nach oben hin nabelförmig zuspitzt. Er ist außerdem schwach nach Südwest, gerade in der Richtung auf St. Pierre, gebogen und an dieser Seite zeigt er ein zelliges, schladiges Aussehen, das einen Beweis dafür bietet, daß aus dem Inneren des Turmes heraus noch eine Reihe wiederholter Explosionen erfolgt ist. Auf der gegenüberliegenden Seite erscheint seine Fläche fest, glatt und teilweise wie poliert, an einigen Stellen aber mit parallelen Längsfurchen und Streifen versehen, die den bei uns allbekannten Gletscherschrammen sehr ähnlich sind. Dieser ungeheure, aus dem Vulkantegel herausgetriebene Pfropf besteht unzweifelhaft aus Lava, die vermutlich so zäh war und sich so schnell verfestigte, daß sie nicht einfach nach den Seiten überfloss, sondern sich unter dem kolossalen von unten her wirkenden Druck aufwärts bewegte und rasch zu einem festen Fels erkaltete. Leider läßt sich gar nicht feststellen, wie weit diese Masse noch nach unten hin in den Vulkantegel hineinreicht. Der Mont Pelé gewährt jetzt durch seinen natürlich gefornnten Obelisk den merkwürdigsten Anblick, den ein Vulkan, so lange eine geologische Beobachtung und Beschreibung besteht, je dargeboten hat. —

**Humoristisches.**

— Ein Zweifler. „Sie'gicht, Hans, der Pfarrer hat g'sagt, daß da Blitz bloß deswegen beim Aulerbauer ei'g'schlagen hat, weil er gar a so an schlechten Lebenswandel führt.“ „So? Für was san nacha auf da Kircha Bligableiter droben?“ —

**Rundschau.**

Soll ich auch die Weltlage schildern? Schön! So halt' ich es für opportun, Dies in einer guten Meilenfolge Wie die Zeitungsbätter abzutun.

Erst der Leitartikel, hochpolitisch, — Wo das Wichtigste darinnen steht: Diesen füllt die russische Regierung, Welche aus der Mandchurei nicht geht.

Zweite Spalte, auch sehr ernst zu nehmen: England, Japan und der Herr Franzos, Und Amerika nicht zu vergessen. Der Geschäftsbericht ist ziemlich groß.

Hinterher, vielleicht auf dritter Seite, Im Gerichtsberichterstattungsraum, Lesen wir von Ungarns Jugendhelden. So viel Edelmut begreift man kaum.

Unglücksfälle, Raub- und Mordgeschichten Kommen aus dem unter'n Donauland. Im Annonzenteil, Aubrit: „Verloren“ Sucht Bulgarien seinen Ferdinand.

Wo ist doch das Deutsche Reich geblieben? Ei, ihr Leute, das steht unterm Estrich Sub Theater und Bergmügligkeiten. Nur an diesem Platz' geizmet es sich. —

Peter Schlemihl („Simplicissimus.“)

**Notizen.**

— Die Auflösung des Berliner Presseklubs steht, nach einer Notiz des „Berliner Tagesblattes“, bevor. Für den 1. September ist eine außerordentliche Generalversammlung einberufen, auf deren Tagesordnung die Rückzahlung des Darlehns von 25 000 Mark an Herrn Romeid, ferner die Auflösung des Klubs und die Wahl einer Liquidationskommission steht. —

— Heinrich Plachbender hat eine neue Operette „Cabdoual“ vollendet; der Text stammt von Karl Müller-Rastatt und Wallner. —

— Im Kasseler Hoftheater wird „Dornröschen“, eine Oper von A. Beweler, in diesem Winter die Erstaufführung erleben. —

c. Die Himmelskarte. Aus Paris wird berichtet: Der vorbereitende Teil der berühmten photographischen Karte des Himmels, d. h. die zahlreichen für die Aufstellung des photographischen Katalogs notwendigen Beobachtungen, ist gegenwärtig vollendet. Es handelt sich um ein gewaltiges Werk, das von den Haupt-Observatorien der Welt auf die Anregung und unter der Leitung des Pariser Observatoriums unternommen ist. Der Katalog allein enthält nicht weniger als drei Millionen Sterne, die gemessen sind oder werden, um als Merkzeichen für die photographische Karte zu dienen. Die letztere wird zehnmal mehr Sterne enthalten, als die besten gegenwärtigen Karten. Alle Sterne des Himmels bis zur 14. Größe werden darin vertreten sein. 22 000 Platten, die alle Teile des Himmels zweimal enthalten, werden dazu hergestellt. —